Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 23 (1981)

Artikel: Annette Kolb im Engadin

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555582

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Annette Kolb im Engadin

von Hilde Ribi

«Und eines Morgens reisse ich aus, um den Sommer im Engadin zu beschliessen.»

Wir fanden den vorstehenden Text in einem armselig kartonierten Bändchen, erschienen 1921 im S. Fischer-Verlag in Berlin und werden seine Verfasserin erst hinterher eingehend vorstellen. Es herrschte damals Elend und Jammer ringsher um das Eiland Schweiz. Für die Deutsch-Französin Annette Kolb hatte sich in den Schreckensjahren des Ersten Weltkrieges «dieser glückliche Erdteil» unfassbar enthumanisiert – «unwiederbringlich verloren die grosse paradiesische Zeit von vor 1914». Die vier Kriegsjahre hatten über zehn Millionen Menschen das Leben gekostet. Im August 1914 hatte unser Bundesrat unverzüglich bekanntgegeben, dass die Schweizerische Eidgenossenschaft, getreu ihrer jahrhundertealten Überlieferung, von den Grundsätzen der Neutralität keinesfalls abweichen werde. Mobilmachung am 3. August. Unsere Armee verfügte damals über nahezu eine Viertelmillion Soldaten. In den letzten zweieinhalb Kriegsjahren beherbergte unser Land rund 68 000 Internierte. Unserem Vater, Arzt und Hauptmann, waren die dem Kanton Glarus zugeteilten Deutschen unterstellt. Er pflegte ihre Kriegswunden. Wir kleinen Kinder gingen im Dorf spazieren an der Hand von Generälen und Baronen. Gross wurde am 17. Januar 1918 im ansehnlichsten Hotel des Orts «Kaisers Geburtstag» gefeiert. Noch im selben Jahr, im November, hat dieser Kaiser, Wilhelm II., nach dreissig Jahren Regierungszeit auf Anraten seines letzten Kanzlers, des Prinzen Max von Baden und der Obersten Heeresleitung, abgedankt und entfloh in die Niederlande, nahm dort bald schon Wohnung im Schloss des hübschen Kurortes Doorn und begann, um sich von unerfreulichen Erinnerungen abzulenken, alsbald Holz zu sägen, jeden Tag von zehn Uhr am Morgen bis mittags um eins. Das Ergebnis solchen Furors war erstaunlich. Sigurd von Ilsemann, der 1967 in München sein Buch «Der Kaiser in Holland» publizierte, berichtet: «Am 5. Dezember 1919 hatte der Kaiser jedenfalls schon den 13 000. Baum gesägt.» Der grosse Schlosspark wurde von dem abgedankten Monarchen fast kahlgeschlagen. Baron Eduard von der Heydt, der 1928 auf dem Monte Verità in Ascona sein Luxushotel erbaut und es alsbald mit herrlichen Kunstschätzen ausgestattet hatte (seine Ostasiatica sind seit 1952 im Rietbergmuseum in Zürich), bot dem alternden Holzfäller, dessen Banquier er einst gewesen war, seinen «Berg der Wahrheit» als Residenz an, jedoch die Bundesbehörden verweigerten ihre Zustimmung, und so hat der Exkaiser der Deutschen denn weiter Holz gesägt und ist in Doorn dahingegangen erst in seinem 83. Jahre am 4. Juni 1941. Noch im selben Monat entsandte Hitler seine Truppen nach Russland.

Es war mittlerweile auch die Habsburger-Monarchie längst zerfallen. Uralt war Franz Joseph, der Herrscher der österreichisch-ungarischen Lande, am 21. November 1916 zu Schönbrunn bei Wien gestorben, ein äusserst korrekter, von seinem Volk zärtlich und ehrfürchtig geliebter Gebieter, der die Donauländer 68 Jahre lang betreut hatte und noch 1907, als Parteienhader seine Völker schüttelte, das allge-

meine Wahlrecht eingeführt hatte. Bittere Heimsuchungen haben sein langes Leben verschattet. Sein jüngerer Bruder Maximilian war als Kaiser von Mexiko im Alter von erst fünfunddreissig Jahren, 1867, vor ein Kriegsgericht gestellt und dann erschossen worden. Franz Josephs einziger 1858 geborener Sohn Rudolf setzte seinem Leben am 31. Januar 1889 ein Ende im Jagdschlösschen Mayerling, 25 km von Wien gelegen. Elisabeth, die schöne, eigenwillige Gemahlin des Kaisers, eine ruhelose Romantikerin, wurde am 10. September 1898 in Genf von einem jungen italienischen Anarchisten erschossen. Sie war nahe verwandt mit dem unglückseligen Märchenkönig Ludwig II. von Bayern, der sich 1886 im Starnbergersee ertränkt hatte. – Nach der nie ganz geklärten Tragödie von Mayerling war Erzherzog Ferdinand zum österreichischen Thronfolger bestimmt worden. Er wurde mit seiner Frau am 28. Juni 1914 in der bosnischen Hauptstadt Sarajewo Opfer eines durch serbische Nationalisten verübten Attentats. Es war der Funke an der Zündschnur. Ein paar Wochen später brach der Erste Weltkrieg aus. Und wiederum galt es für den vielgeprüften Kaiser einen Nachfolger zu bestimmen. Seine Wahl fiel auf einen Neffen des Ermordeten von Sarajewo, einen politisch unerfahrenen Kavallerie-Offizier, der zur Zeit des Ablebens des greisen Franz Joseph die österreichischen Truppen an der Südfront befehligte. Eine beklemmende Regierungszeit von weniger als zwei Jahren sollte diesem Karl I. beschieden sein. Ohne formelle Abdankung, nur mit Verzicht auf die Regierung Österreichs emigrierte dieser letzte Herrscher des Hauses Habsburg in die Schweiz, nachdem der Bundesrat ihm Asyl gewährt hatte. Unter der ehrgeizigen Assistenz seiner Gemahlin, der Kaiserin Zita, einer gebürtigen Prinzessin von Bourbon-Parma, versuchte er noch zweimal, im März und Oktober 1921, seine Herrschaft zum mindesten in Ungarn zurückzugewinnen. Am 1. November 1921 wurde er dann nachdrücklich in aller Form entthront und mit der Kaiserin auf einem englischen Kanonenboot auf die Insel Madeira gebracht. Dort, auf dem fernen Eiland im Atlantischen Ozean, in Funchal, ist er dann schon am 1. April 1922 gestorben. Die Ex-Kaiserin Zita aber, welche er 1911 geehelicht hatte, lebt zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen noch immer, und zwar auf Bündnerboden, in dem zum Altersstift gewordenen Schloss Zizers. Und noch immer scheint sie es nicht verwunden zu haben, dass damals, vor nunmehr bald sechzig Jahren, das Haus Habsburg so unwiderruflich entmachtet worden war. Sie kam zur Welt am 9. Mai 1892, und vor nicht allzu langer Zeit einmal wurde sogar das Gerücht herumgeboten, sie versuche allen Ernstes noch immer, ihren längst dahingegangenen Karl heiligsprechen zu lassen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war Österreich buchstäblich am Verhungern. Unser Land nahm damals etwa vierzigtausend verelendete Kinder, namentlich aus Wien, zur Erholung auf. Auch unter uns Geschwistern weilte damals eines dieser erbarmungswürdigen Geschöpfe. Es hiess Gisela Neswadba und war das Kind einer Abortfrau.

Ein düsteres Kapitel jener Zeit gilt es nun zu erwähnen, ehe wir die Dame Annette Kolb, die dezidierte Pazifistin mit dem schwarzen Hütchen, ins Engadin reisen lassen. Eine fatale Spezies Mensch, die des unsäglichen Jammers in aller Welt spottete, war unversehens hochgekommen, eine euphorisch unverfrorene Rotte, welche sich zu amüsieren verstand, selbst im gänzlich ausgepowerten Wien, und – wie wir noch sehen werden – auch in St. Moritz. Herr und Frau Neureich grassierten. Es triumphierte «der neue Reichtum der Kriegsgewinner und Schieber mit seinem fragwürdigen Gefolge von Ausschweifungen, unverhüllter Spielwut, Spekulanten- und Glücksrittertum aller Art»; so hat der Bernard-Shaw-Übersetzer Siegfried Trebitsch in seiner «Chronik eines Lebens» (erschienen 1951 bei Artemis in Zürich) diese üblen Kreaturen geschildert. Trebitsch, 1869 in Wien geboren, war im Zweiten Weltkrieg aus Vichy nach Genf gekommen und lebte hernach sehr lange in Zürich. Ihm und seiner Frau galt die Schweiz schlichthin als ein Paradies. Stefan Zweig, auch er ein hochgebildeter Österreicher, der dann 1942 in Brasilien freiwillig aus dem Leben schied, schrieb in seinem Werk «Die Welt von

gestern. Erinnerungen eines Europäers (Bermann-Fischer, Stockholm 1942): «– – – dank der friedlichen Einbettung inmitten der kämpferischen Staaten war Zürich über Nacht die wichtigste Stadt Europas geworden, ein Treffpunkt aller geistigen Bewegungen, freilich auch aller erdenklichen Geschäftemacher, Spekulanten, Spione, Propagandisten, die von der einheimischen Bevölkerung mit sehr beträchtlichem Misstrauen betrachtet wurden.»

Und noch eine Stimme aus Österreich: Grete von Urbanitzky, elegante Publizistin, Mitglied des PEN-Clubs, später Korrespondentin der Vereinten Nationen, eine sehr erfolgreiche Unterhaltungsschriftstellerin, geboren 1893 in Linz, hatte in Zürich studiert und beschrieb ihre Eindrücke aus jener Zeit in ihrem 1932 bei Zsolnay in Wien erschienen Buche «Eine Frau erlebt die Welt» mit urbaner Eindrücklichkeit: «– – – Noch nie hatte Zürich so viel Luxus gesehen. Die Nutzniesser des Krieges hatten hier eines ihrer Stammquartiere aufgeschlagen. Sie verdienten ungeahnte Summen. Lokal um Lokal entstand. Überall sassen reich gekleidete und fremdländisch aussehende Frauen hinter den grossen Spiegelscheiben der Cafés und Restaurants. Am Bellevue wogte der Korso. Alle Sprachen der Welt ertönten. Hier befanden sich die drei grossen Cafés, die von den Fremden besucht wurden – – –.» – Auch der Innerschweizer Meinrad Inglin, geboren im gleichen Jahre wie Frau von Urbanitzky, schildert in seinem kapitalen Werk «Schweizerspiegel» (Staackmann-Verlag, Leipzig, 1938) die bunte Gesellschaft, welche sich im Umkreis des Ersten Weltkrieges in unseren Städten angesiedelt hatte: «Zürich beherbergte neben Genf, Bern und Basel eine ständig wachsende Zahl von Landesfremden, die hier Zuflucht suchten oder im Trüben fischten, Ausgewiesene, Fahnenflüchtige, Revolutionäre, Spekulanten, Schieber und Spione aller Art und jeder Herkunft.»

Hermann Hesse lebte ab 1912 in Bern. In der «Neuen Zürcher Zeitung» liess er 1914 einen pazifistischen Aufruf mit dem Titel «O Freunde, nicht diese Töne!» erscheinen, worauf der gebürtige Schwabe, der 1921 dann Schweizerbürger wurde, in seiner Heimat als «Gesinnungslump» und «Vaterlandsverräter» gebrandmarkt wurde. Es waren quälende Zeiten für ihn. «Es drückte so vieles, es drückte auf die Welt, auf die Schweiz, auf mein eigenes kleines Leben, der Krieg hatte mir sehr wenig übriggelassen, namentlich sehr wenig vom Sinn meines Lebens und Tuns, man atmete Gift statt Luft, man trank Leid und Angst statt Wasser, man ass Gram statt Brot.» 1916 erkrankte er an einer schweren Nervenkrisis, stand vom Mai 1916 bis November 1917 bei einem Schüler C. G. Jungs in psychoanalytischer Behandlung und zog, nach der Scheidung von seiner gemütskranken Frau, 1919 ins Tessin. Befreiung und unendliches Glücksgefühl haben ihn dort vorerst überkommen. Jedoch schon 1920 in seinem «Winterbrief aus dem Süden», erwähnt auch er ernüchtert und angewidert all die Schieber, welche ihr Geld auf Kosten der in der Nachkriegszeit hungernden Bevölkerung machten und es in den Luxushotels von Lugano und Locarno schamlos verprassten.

Zur selben Zeit wie Hermann Hesse lebten in Bern auch Annette Kolb und das ihr eng befreundete Paar Schickele. René Schickele, der bekannte Schriftsteller aus dem Elsass, hochgeachtet von allen, die ihn kannten, veröffentlichte 1920 sein Theaterstück «Am Glockenturm», und im Jahre darauf das Drama «Die neuen Kerle», welche beide im Berner-Milieu der internationalen Schieber und Spione, all der Agenten und Agentinnen spielten. Und eben diesen «Kerlen» zu entfliehen, fuhr Annette Kolb, welche den Krieg in tiefster Seele verabscheute und frank als «Europas unsterbliche Blamage» und als eine «Meisterprobe männlicher Stupidität» bezeichnete, aus Bern weg ins Engadin. In ihrer hochherzig temperamentvollen Naivität hatte sie von Woche zu Woche geglaubt, solch unwürdig entsetzliches Grauen könne und könne nicht andauern. «– – – binnen weniger Tage würden alle aus dem Taumel erwachen und der Krieg wieder rückgängig werden.» Sie war das Kind eines Deutschen und einer Französin, liebte mit Hingabe sowohl ihr Vater- als ihr Mutterland, wuchs auf in München und war überzeugt davon, die Deutschen, zumal die Bayern, seien das gewinnendste Volk

auf Erden, musste jedoch schon 1915 schaudernd einsehen, dass eine Schicht gefährlich massiver und plumper Radau-Alldeutscher sich vermass, «in Germaniens lauterem Angesicht fremde, widerliche Züge einzuzeichnen, die es bis zur Unkenntlichkeit entstellten – dass dieser glückliche Erdteil sich auftat zu einem Sumpf von Blut und Wunden.» Sie war in Schriftstellerkreisen voll anerkannt, seit 1913 ihr anmutiger Roman «Das Exemplar» erschienen war, und nach Mitte Januar 1915 war sie eine Zeitlang in aller Munde, weil sie am 15. jenes Monats in Dresden eine mutig pazifistische, für Verständigung zwischen Franzosen und Deutschen plädierende Rede gehalten hatte, worauf sie grob vom Podium gezerrt und hernach in der deutsch-nationalen Presse gnadlos verunglimpft worden war. Das Bayrische Kriegsministerium hat damals eine Briefsperre über sie verhängt und ihr jegliche pazifistische Tätigkeit untersagt. Mit welch erschreckendem Enthusiasmus die Deutschen am Anfang Krieg führten, erkennt man an den Texten des Insel-Almanachs auf das Jahr 1915, dessen Inhalt man vermutlich in Eile um und um gekrempelt hatte, nachdem am 1. August 1914 Deutschlands Kriegserklärung an Russland und zwei Tage später diejenige an Frankreich ergangen war. Noch gleichen Tags sind dann die Deutschen in Belgien eingefallen. Jenes Jahrbuch des berühmten, damals noch in Leipzig etablierten Verlags hiess nicht einfach Insel-Almanach wie seine neun Vorgänger; es hiess Kriegs-Almanach, war fast zweieinhalbhundert Seiten stark, und ein loses Blatt war ihm beigelegt, mit der Aufforderung, es auch den im Felde stehenden Angehörigen und Bekannten zuzusenden, «als Feldpostbrief. Porto 10 Pf.» Da ward der Kriegsgott gefeiert in «Fünf Gesängen, August 1914» sogar von Rainer Maria Rilke, und der damals fünfunddreissigjährige Rudolf Alexander Schroeder tat sich hervor mit drei weithin hallenden «deutschen Liedern an die deutschen Krieger. 1. August 1914», aus denen wir – ihren Tenor zu verdeutlichen – ein paar wenige Strophen zitieren:

«Gottlob, es ist erschollen,
Das Wort, darauf wir bang geharrt,
Nun in Gewittergrollen
Sich Gott den Völkern offenbart.

– – –

Wir haben lang erduldet
Den dreisten Hohn aus schlechtem Mund;
Nun ward, was sie verschuldet,
Hoch über allen Sternen kund.

Heervölker, ihr Erlosten
Zu Kampfes höchstem Ehrensold,
Die ihr im kalten Osten
Den grimmen Teufeln wehren sollt,

Und ihr, die ihr im Westen
Als Wächter unserm Rebengold
Den ungebetnen Gästen
Die Suppe derb versalzen sollt,

Und ihr, die ihr im Norden,
Wo euch nicht Damm noch Planke wahrt,
Auf feuerspeienden Borden
Dem Tode kühn entgegenfahrt:

– – –

Sie legten gern in Flammen
Dies Haus, drin Gott sich wohlgefällt.
Steht, Brüder, steht zusammen!
Denn wenn wir fallen, fällt die Welt.

Und solls in Kampfeswettern
Rings um uns her zugrunde gehn,
Mags dich und mich zerschmettern,
Das Reich, das Reich, es muss bestehn!»

Im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles hatte dann am 28. Juni 1919 dieses stolze Reich seine Niederlage zu unterzeichnen – in genau jenem prunkvollen Raume, in welchem nach dem deutsch-französischen Krieg 1871 der König von Preussen unter dem Namen Wilhelm I. triumphal zum deutschen Kaiser proklamiert worden war. Das geschlagene Deutschland hatte Elsass-Lothringen an Frankreich abzutreten, musste sich zu exorbitanten Reparationszahlungen verpflichten und hatte die Besetzung der Rheinlande durch die Siegermächte auf sich zu nehmen. – Mit Erstaunen sah ich 1929 als ahnungsloses junges Mädchen im links des Rheins, im Bezirk Köln gelegenen Bad Godesberg französische Soldaten herumspazieren, unter ihnen auch höchst exotisch wirkende Zua-

ven, denn damals verfügten die Franzosen noch über ihre algerischen Kolonialtruppen, bekam aber in denselben Tagen auch sehr selbstbewusste hochgewachsene Hitlermänner mit der Totenkopfmütze zu Gesicht, und als ich mich mit ihrer einem unbefangen in ein Gespräch eingelassen hatte und kühn auch auf die Juden zu sprechen kam, äusserte er sich angeekelt: «Wenn ich mit einem Juden über die Strasse gehen müsste, würde ich meinen Rock ins Feuer werfen.» Jedoch spasshaft noch immer und anscheinend in keiner Weise beunruhigt, riefen meine Freunde in purem Ulk einander «Heil Hitler!» zu und bekamen übermütig den Gegengruss: «Heil D u ihn!» Geringschätzig galt er ihnen als «der Gefreite» und «der Trommler».

Auch sie mögen, als dann zehn Jahre später der Krieg ausbrach, gleich Annette Kolb, gehofft haben, der Spuk werde in Bälde zu Ende gehn. Auch noch nachdem Hitler, entgegen den Bestimmungen des Vertrages von Versailles, am 7. März 1936 die Rheinlande besetzt hatte (die französischen und englischen Besatzungstruppen hatten sie im Juni 1930 geräumt), mögen die Wenigsten geahnt haben, welch furchtbaren Zeiten sie entgegengingen.

Annette Kolb ihrerseits hat ihr trauliches Haus in Badenweiler fluchtartig schon im Februar 1933 verlassen, nachdem sie am Radio Hitlers Antrittsrede vom 31. Januar «diese Töne und Untertöne des Hasses, der Rachgier, der hündischen Wut» entsetzt mitangehört hatte. Mit einer Hutschachtel und zwei Koffern als einziger Habe traf sie am 16. Februar in Basel ein und hat daraufhin das geliebte Land ihrer Geburt bis spät im Jahre 1945 nicht mehr wiedergesehen.

Doch kehren wir zurück zu den Zeiten des Ersten Weltkrieges und lassen wir Fräulein Kolb nun endlich ins Engadin reisen. Ihr zu Beginn unserer faktensüchtigen Ausführungen erwähntes, rund zweihundert Seiten starkes Bändchen trägt den Titel «Zarastro. Westliche Tage», beginnt mit dem Satz: «Am 1. Februar 1917 kam ich gegen Abend definitiv nach Bern» und endet mit der Schilderung des Berner Internationalen Sozialistenkongresses, dem sie im Februar 1919, gleich ihrem Freund René Schickele, damals mit unsäglichen Erwartungen beigewohnt hat von A bis Z. Der Titel ihres Buches geht zurück auf Mozarts Oper «Die Zauberflöte», wo «Zarastro» als edler Herrscher im Weisheitstempel die dunklen Absichten der «Königin der Nacht» durchkreuzt und zum Guten wendet. – In einem knappen Vorwort – «Oh Zarastro, Herr der weltabgewandten, namenlosen Gewalt!» – bekennt sie traurig, ihr Berner-Tagebuch, entstanden auf Grund täglicher Aufzeichnungen, sei ein Buch der Enttäuschungen geworden: «Denn an allen Erlebnissen während dieser Jahre, an allen Szenen, allen Ereignissen, allen Episoden hat sich die Beobachtung ergeben, dass im wachsenden Umfang die besten Hoffnungen, die reinsten Zugehörigkeiten ihre dramatische Zerstörung nach sich zogen, – dass sich in allem die kleine wie die grosse Höllenmaschine menschlicher Niedrigkeit gleichsam eingebaut hielt, und überall, auf dieselbe Weise und mit derselben Wirkung jede edle, jede vernünftige Absicht, jede Harmonie im Keim vernichtete.»

Im Buch «Zarastro» treten die Namen von Annette Kolbs Freunden und Widersachern alle verschlüsselt auf. Fest steht, dass sich hinter dem Decknamen «Fortunio» René Schickele verbirgt, ein undoktrinärer, hochgebildeter Pazifist, gebürtiger Elsässer, Grenzgänger zwischen Frankreich und Deutschland gleich ihr, ein urbaner Schriftsteller, der ab 1915 die damals noch in Leipzig etablierte pazifistisch-expressionistische Zeitschrift «Die weissen Blätter» herausgab, welche ab 1916 dann in Zürich bei Max Rascher unterkamen und 1920 von Paul Cassirer in Berlin übernommen wurden. Annette Kolb war selbstverständlich eine fleissige und prominente Mitarbeiterin an Schickeles Blatt. Einmal hat sie bei «Fortunio» und seiner Frau «Fortunia», die anscheinend damals an der immer schon gespensterverdächtigen Junkerngasse wohnten, übernachtet, und da sie für Okkulta aller Art sehr anfällig war, hat es denn auch dort im Hause in jener Nacht ganz gewaltig gespukt.

Wer aber war «Telramund», wer «Aramis», wer «Martin im Walde», wer «Abigail» und wer «Der geölte Nibelung»? Auch wer «Der

Seidenaff» war, wissen wir nicht. Es muss eine sehr reiche, sehr zarte Frau gewesen sein, mit der sowohl Annette als auch Schickeles eng befreundet waren. Im Sommer 1917 leistete Annette Kolb dieser geheimnisvollen Dame, Gemahlin «des Langobarden», in Rheinfelden Gesellschaft, als jene dort auf ärztliches Geheiss zur Kur weilte und begleitete sie dann nach Wengen. «Der Seidenaff durfte nicht steigen, ich kletterte drauflos.» Sie erstieg in der Tat damals mutterseelenallein den Gipfel des «Männlichen», kehrte hinkend und völlig zerschunden am Abend zurück. «Aus der Halle des Hotels trat der Seidenaff im Tuchbrokat von silberigem Weiss, hoch mit Zobel verbrämt», mit langer Perlenschnur und einem Diamantreif im Haar ihr entgegen. – Übers Jahr dann war die kostbare Frau in Graubünden. «Komm, komme!» schrieb der Seidenaff aus St. Moritz. «Wer weiss, was mit uns in einem Jahre geschieht.» Und so zog denn Annette Kolb mit ihrem schwarzen Hütchen im letzten Jahre des Ersten Weltkrieges auf ein paar Wochen ins Engadin.

Damit erteilen wir ihr selbst das Wort.

Palace Hotel, St. Moritz

AUGUST 1918. Man hätte sich auf dem Berge Arrarat glauben können, wären unter den Geretteten nicht so viele gewesen, die mit einem Mühlstein am Halse zu tiefst der angerichteten Sintflut zu liegen verdienten. Diese Menschenmetzger, Gewinnler am Elend der Menschheit und gemästet von ihrem Blut, hier machten sie sich breit und schlemmten.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich den Seidenaffen besucht und war auf der Treppe gestürzt, so dass ich bleiben musste, wo ich war. Doch inmitten des Geschwirres begann da für mich ein Leben wirklicher Beschaulichkeit. Ich kannte niemanden, mit San Cividales (= dies der Name des «Langobarden», des Gemahls des «Seidenaffen», vermutlich ebenfalls eine verhüllende Bezeichnung) verkehrte ich nur in den oberen Räumen, unten mieden wir uns, denn wir waren ja Feinde. Auf den Stock gestützt, hinkte ich, wenn Sajani mit seiner kleinen Kapelle spielte, zu einem Schreibtisch in der offenen Galerie, die Berge von Pontresina vor Augen, die ekstatisch nach Süden träumten; unten der tiefgrüne Bergsee und der Waldweg, seinen Ufern entlang; St. Moritz-Bad im Rücken, damit ich es nicht zu sehen brauchte.

Es war sehr oft «etwas los». Alles strömte dann nach derselben Richtung, um sich im Sportkostüm zu treffen, bevor man sich im Abendkleide wieder begegnete. Dann spielte die Kapelle ins Leere, ich aber zog unter den Baldachin, die Tangonoten verschwanden, und wir spielten Trios. Es schlichen immer ein paar unbeschäftigte Kellner herein, und dies Kellnerpublikum war uns ein Sporn.

In der Umwertung der Gesellschaft selbst besteht heute die eigentliche und tiefe Revolution. Ein rein äusserlicher Staat hat merkwürdigerweise aufgehört, elegant zu sein; das Prestige einer Klasse als solcher, mag es noch einmal aufflackern und sich noch eine Weile fortläppern, ist dahin. Diejenige Klasse, die überall am Kriege die unschuldigste war, wird täglich an Interesse gewinnen und ihren Tag erleben. Der Arbeiterstand als Magnet: so schnell reiten die Toten! –

Wie faszinierend war es indes, die Herren von vorgestern zu beobachten, welche wähnten, dass sie es noch seien, und die höchstens noch der Wirt, bei dem sie abstiegen, in dem Glauben erhielt; diese Herren auf Abbruch, die nicht merkten, dass ihre Füsse sich schon im Gerölle verfingen. Müssigkeit und Unwissenheit hatten ihre Norm so tief herabgedrückt, dass, um ein Beispiel zu geben, edle Musik eine Zumutung für sie gewesen wäre. In der Tat, es lohnte sich, sie zu studieren. Sie machten noch die Gesten der Väter, aber schon war der Pöbel bei ihnen eingebrochen und schuf sich in diesem äussersten Rechteck der Gesellschaft ein Ventil. Nirgends vielleicht hatte sich die Achtung für inneren Wert so sehr verringert und kam innerer Adel so wenig in Betracht. Wieviel ritterlich Gesinnte zählte man unter diesen Kavalieren? Wieviel Strebende? Was die Umbildung, die zunehmende Verrohung dieser Clique betraf, so stand sie den von ihr verhöhnten nouveaux riches, welche Wurstkonserven zu Magnaten erhoben hatten, innerlich schon am nächsten, und es war rührend zu sehen, wie hier die Elite – denn

auch die sogenannte Elite hat natürlich ihre Elite, und ich weiss keine liebenswertere – von ihr abrückte und sich ihrer schämte.

Auch den Trost von ein paar wirklich schönen Frauen hatte man hier. Der Seidenaff zwar verzog sich des Abends immer sehr bald. Sah man nach ihr um, war sie wie ein Vogel schon weg.

Aber die leidende Sylvia, schön wie eine gestirnte Nacht, tanzte so gern. Und ob man sich auch sagte, die Melancholie ihres Lächelns, ihres Lachens sei nur Zufall, nur der Form ihrer göttlichen Lippen, dem Licht ihrer Zähne entblüht, sie entzückte darum nicht minder.

Eine andere kam zuweilen vom Suvretta herüber, ein Püppchen, so zierlich gebildet, als wäre sie in einer blitzend ausgeschlagenen Nussschale dahergefahren.

Eine vierte war noch da, von der ich noch reden werde. Aber lasst mich bei der gestirnten Nacht noch einmal verweilen. Meistens trat sie erst, nachdem der Tag zu Ende war, scheinbar ausgeruht, in ihrer düsteren Pracht hervor, blieb dann bis zum Hahnenschrei, wie die Braut von Korinth und hielt ihre Tänzer in Atem.

ANFANG SEPTEMBER. «Ich hörte lange nichts von euch», schrieb ich an Fortunio. «Was sie nur treiben?»

Mein Fuss war endlich hergestellt und einer längeren Fusstour gewachsen. Eines Morgens verliess ich früh das Palace Hotel in Bluse und Rock, einen Sack umgeschnallt, in dem ich eine ganze Reisetasche leerte, und einen eigens dafür erstandenen Strohhut, der so tief hereinfiel, als man wollte. Also ausgerüstet, zog ich nach Maloja, schlug aber bald den Waldweg ein, denn die zahlreich einherrollenden Wagen hüllten die Strasse in Staub. Frech auf den Polstern ausgebreitet, mit befriedigten Mundwinkeln, fuhr ein Schieber nach dem andern froh zu Tale, oder dem Julier entgegen; ein feister und wohlgemuter Korso: der Krieg durfte noch dauern.

Am andern Ufer der Seen jedoch wand sich ein stiller Weg um jede Bucht, nimmermüde, sie zu umschreiben, leis umplätschert, geduldig und verliebt. Ich riss den Hut vom Kopfe, steckte ihn in den Sack und liess die Stirne frei von den Gletscherwinden umwehen. Es war so schön, wieder schnellen und gesunden Fusses durch die Wälder zu gehen, die bis in ihren tiefsten Schatten von Licht und Hitze durchhaucht, statt des Staubes einen Geschmack von Harz und Erdbeeren auf die Zunge trieben. Ganz plötzlich wurde es kalt. Hoch am Himmel hielten die Wolken Rat, ob sie sich zusammenballen und den Herbst eröffnen sollten. Dann zerstreuten sie sich wieder und liessen die Sonne durch. Aber es war ganz deutlich, dass sie sich nur vertagten.

Spät am Nachmittag sass ich in der berühmten Konditorei von Sils Maria, als ein Wagen vorfuhr, dem die vierte Schöne des Palace Hotels in Begleitung ihres Liebhabers entstieg. Es war die notorische Liaison des diesjährigen Sommers. Er, so stolz auf seine Figur, dass er Modell stand, sowie man nur hinsah, aber dabei das Entzücken seines Schneiders mit dem des Malers verwechselte; die Stirn niedrig und leer, wie die eines Stallbediensteten, und einen der Anlage nach gewiss nicht groben, aber schon stark vergröberten Kopf. Bald, sehr bald würde von dem ganzen Zauber nur noch die Hengstallüre übrigbleiben.

Die Schöne hatte am nächsten Tische Platz genommen, so dass ich ihre kühle und strahlende Erscheinung mit Musse betrachten konnte. Der Schmelz, die Zeichnung der Brauen und des Ovals, die Augen, wie grosse, kostbare Edelsteine eingesetzt, waren die eines vollendeten Renaissancegesichts. Man konnte sich kein typischeres denken. Ihr Lächeln beunruhigte. Und doch war sie so jung! Jugend hielt noch, wie die Staubfäden einer Blüte, Fesseln und Gelenke zusammen. Sie hatte sich erst ihres Schleiers entledigt, nun folgte der Hut. Sie legte ihn neben sich hin. Ihr Haar, mit unerhört raffinierter Schlichtheit getragen, umschmeichelte nur die Schläfen mit seinem Gold und liess die Stirne frei. Jetzt wandte sie den Kopf. Da aber kam ein platter Hinterkopf zum Vorschein, der Kopf der Viper, da woben schon unendlich leise Fäden an ihrer künftigen Hässlichkeit, und da kündete sich von fern der nach aussen gerichtete, erinnerungslose Blick der Vierzigerin, ohne Rückwärtsschauen . . . Lange blieben die beiden nicht,

stand doch die lange Fahrt noch aus, und musste sie doch ruhen, bevor sie sich langsam wieder schmückte zum spätesten aller Diners. Nicht nur mit ihren Abendkleidern, auch durch spätes Erscheinen wetteiferten nämlich die Damen im Palace. Konnte auf der Welt etwas Ordinäreres sein, als schon um neun zu Nacht zu essen? Und war dies nicht der Gipfel?

Ihr Geliebter legte ihr jetzt den Umhang über, mit jener tiefen Ehrerbietung, die ein solcher Mann einer solchen Dame gegenüber, die solche Perlen mit in die Liaison brachte, empfinden musste. Auf seine Hand gestützt und von den Kindern des Dorfes umstaunt, schwang sie sich auf das Gefährt und griff in die Zügel.

War es Einbildung? Hatte der Jammer des Krieges meine Augen geschärft? In dieser zarten und köstlichen Gestalt hatte ich deutlich den Brustkasten der Kindsmisshandlerin gesehen. Welch ein Scheinleben kutschierte da dahin? Das leichte Getrapp ihrer Pferde, dann das Echo ihres Getrappes hallte noch lange von den Felsen herüber.

Was war es, das mich so feierlich stimmte?

In den Gasthäusern und Hotels ging jetzt überall ein Klappern von Tellern und Bestecken los. Es wurde geläutet und gegongt, und wer nicht im Restaurant ass, der musste sich bescheiden, Vorgekochtes der Reihe nach zu essen; ein Zwang wie ein anderer. Da war es schöner, noch etwas zu streunen.

Ein ungewöhnlich starker Mond stand in seiner ganzen Fülle; es wuchsen die Berge unter seinem Hauch, das Dorf erblasste wunderbar, eine graue Bank ward ganz sie selbst. Die Funksprüche der sich bereitenden Nacht liefen wie toll alle Täler entlang, und schon waren alle Täler berauscht. Auf dem Platz hielt ein Gespann, die Gäule hielten die Köpfe gesenkt, als ob sie träumten. Ich lief hinzu. Es war die Post, die nach Maloja fuhr. Es gab noch einen Platz. Ich sprang hinein. Die Pferde zogen an. Bevor wir noch das Ufer erreichten, stieg ein Reisender aus. Ausser mir blieb nur ein Liebespaar, das sich an den Händen hielt. Es war sich Mondschein genug.

Den Kopf hinausgestreckt, trank ich diese Nacht, und hatte sie für mich allein. Nichts war mehr, wie es war. Der See lag im Silberschleier regungslos wie eine Tote, und der Mond goss Myrthensträusse über sie herab. Nur das Gras des Ufers erhob sich in gespenstiger Lebendigkeit. Sicher war es nur ein Spiel der Luft, dass die Berge hier zerfielen, Blöcke sich lösten, als sei die Welt zu Ende; Felsensäle bauten sich in die Klüfte ein, Riesengemächer warfen sich dazwischen. Es konnte nicht sein, und so sah die Welt nicht aus. Auch die Liebesleute waren anders wie zuvor. Dieser edle Pensieroso stieg als ein unscheinbarer Tourist in Sils Maria ein, und sie hatte weder dieses Haar, noch diese Lippen gehabt. Morgen würde hier die Sonne auf ödes Schilf vielleicht hinbrüten und das Paar nicht zu erkennen sein.

Als um ein Uhr morgens der Wagen mitten in Maloja hielt, stieg es wortlos aus. Ich hatte kein Quartier bestellt und kam nicht unter. Ausserhalb des Ortes lag noch ein Hotel. So marschierte ich jetzt allein die taghelle Strasse weiter, geradewegs auf einen neuen Absturz zu. Dort stand das Haus. Ein junges und verschlafenes Mädchen führte mich über manche Treppen hinauf; zufällig stünde das einzige Zimmer frei, das für Gäste reserviert blieb. Alle andern hielt während des Krieges die Militärbehörde in Beschlag. Die nächste Poststation sei italienisch.

Sie reichte mir eine Petrollampe und verschwand. Die Stube hatte zwei Fenster und war schneeweiss. Ich warf den Kopf weit auf die mondbeschienenen Kissen zurück. So angelangt!

Aber nicht lange, und der einsetzende Kampf zwischen dieser Mondnacht und der Dämmerung weckte mich aus dem Schlaf, Nebel mischten sich hinein und wollten alles für sich. Endlich ragten Tannenspitzen ins Leere; der Absturz war kein olympischer; eine Strasse schwang sich, breite Kurven nehmend, in die Tiefe.

Gedulde dich, Leser, auch dies Buch geht jäh zu Ende. Folge mir noch. Hoch steht schon die Sonne über das Bergland, ein anderes freilich als der vergangenen Nacht. Von ihrem Spiel erholt, verströmt der See sein Blau, nach allen Seiten, ganz verbuhlt. Myrthensträusse und Schleier

sind vergessen und hangen als weisse Fäden im Gesträuch.

Wie seltsam ist die innere Stimme in uns! Welcher Stachel hatte mich zu dem hart an der Schwelle des aufgerissenen Gebirges und kaum, dass es tagte, hinauf, hinab und wieder emporgetrieben, wo sich zu höchst der Wälder und noch in ihrer Mitte der See entzieht, verborgener Tränen zerflossener Kristall, ohne Kahn und ohne Erdenstaub; und dann wieder zurück in die Gaststube, um zu zahlen, und dann wieder aufzubrechen, mit der umgehängten Tasche und dem lächerlichen Hut, an der Waldseite des Sees den Weg einzuschlagen, den ich jetzt lief. Es war ein Notbehelf! Ich lief, um nicht zu tanzen. Denn ich war inmitten eines Festes. Umgeben und geborgen, als sollte die Gehobenheit nicht wieder von mir weichen, erreichte ich ein Dorf, das als Landzunge weit in den See hinausstiess und jenseits der Zeiten zu liegen schien. Eine alte Frau sass auf einer Bank vor ihrem Hause, und ich bat sie, mich drinnen ausruhen zu dürfen. Wir verstanden einander nicht, aber die Müdigkeit spricht ihre eigene Sprache zwischen Frauen. In einer Stube des Erdgeschosses, die durch ihre edle Sauberkeit den Eindruck des Luxus erweckte, stand eine schmale, gepolsterte Bank. Dort schlief ich auf der Stelle ein.

Als ich erwachte, war der Tag noch hell, aber schon gebräunt vom Golde des Abends, und ich musste eilen, um vor Anbruch der Dunkelheit in Sils zu sein. Auch für mein Herz ging jetzt die Sonne unter, und das Fest verklang. Von den Strapazen ausgeruht, war es zugleich, als sei mir durch den kräftigenden Schlaf, wie ein Alltagszwilch, ein gröberes Ich übergeworfen als das, welches seit gestern das meine gewesen war. Ob wohl mein Koffer eingetroffen sei, wo meine Brotkarte stecken konnte, wo ich absteigen sollte, derartiges beschäftigte mich wieder. Aber ich spreche von verloschenen Kronleuchtern, oh Leser, und du weisst noch nicht, warum sie brannten?

Aber vielleicht hast du erfahren, dass es Träume gibt, deren Nachhall, statt zu verklingen, sich bleibend, wie ein Echo zwischen Klüften, in unserem Innern fängt. – Solcher Art war der durchdringende Ton der Mondnacht in Maloja.

Es ist nicht gleich und nicht vergänglich, wie sich die Kurve eines Fusses, der Umriss einer Schulter anlässt, wie ein Knie sich rundet, wie eine Hüfte fällt. Es ist das Flüchtigste nicht gleich. Und ganz und gar nicht gleich, noch zufällig ist es, welchen Ganges wir den Hügel abwärtsgehen. Hochzeitlich können solche bald versenkten Dinge unverloren weiterschwingen.

Die Wolkenversammlung war noch immer nicht anberaumt; vielmehr vertiefte sich am nächsten Tage das Weiss des Himmels und musizierte mit dem Himmelsblau über das Fextal, das bewegteste der Erde, auf und nieder schwingend wie eine Schaukel. Tagte von unten gesehen, ein Kirchlein zu oberster Schneide für sich allein, so stand es, war man oben, ganz unsensationell in einem Wiesenviereck, und sein rostiges Gitter knarrte im Winde, und nur die Berge rückten verändert und entschlossener zusammen. Wieder in der Tiefe und weit hinausgeschoben, richtete ein Gasthaus seine Glasveranda dem Gletscher entgegen. Auf ihn ging ich jetzt zu. Doch mit dem Lichte wandelte sich mein Gemüt. Es brütete milchweiss von einem hohen, aber sich überziehenden Himmel. Hinter mir fuhr ein kleiner Wagen her. Darin sassen zwei Herren, die angeregt mit einer noch jungen Dame plauderten. Aber der Weg hörte bald auf, fahrbar zu sein, und ich verlor sie aus den Augen, graugrünes Nadelgehölz war um mich her und der entfärbte Fluss zu meinen Füssen. Stolperte ich jetzt und stürzte ich hinab, wer würde mich vermissen? In welchem Hause enstand eine Lücke, wenn ich nicht wiederkam?

Kein Dach, kein Herd, kein Wesen; überall zu Gaste! Keinem Menschen ungeteilt und wirklich zugehörig; als immer wiederkehrenden Gefährten die entsetzliche, gefürchtete Melancholie, die ich so feige, so vergeblich floh. Nun stellte sie mich angesichts dieses Tales der Verlassenheit. Wozu bist du hier? herrschte mich seine Stille an.

Der sonnenlose Himmel über dem Nadelgehölz, mehr noch der Fluss, dem Gletscher hier entlassen, und seinen Lauf so blass beginnend, griff ans Herz.

Plötzlich stand die noch junge Dame vor mir und sprach mich bei meinem Namen an. Nun

war stets meine erste Sorge, dass er in keine Hotelliste kam. «Woher wissen Sie, wie ich heisse?» fragte ich und wollte die Spröde spielen; aber da gab sie mir zu wissen, dass sie meine Bücher kenne. Sie lebte in Genf und war Amerikanerin. Wir wechselten einige Worte, dann stieg sie wieder hinab. Gleich darauf rollte das Wägelchen mühsam aufwärts, in dem die noch junge Dame mit ihren Freunden plauderte. Gewiss – man sah es ihr an – standen, wenn sie nach Hause kam, ihre Abendschuhe bereit, und ein freundliches, ihr ergebenes Zöfchen half ihr, sie anzulegen. Wie verwahrlost ich war!

Als ich am Morgen darauf erwachte, lag weithin Schnee. Ich klingelte entsetzt. Der erste Postwagen brachte mich ans andere Ende des Tales, zum Zuge, und schnell in eine vom Winter noch nicht heimgesuchte Welt hinab, wo Zürich einer entbrannten Ebene zulief, die von der Glut des Sommers weiterträumte. Hier reisst der See ein weites Fenster nach dem Himmel auf: es ist die hellste Stadt der Welt.

So enden denn hier Annette Kolbs Aufzeichnungen über ihren Aufenthalt im Engadin.

In Zürich war sie immer einmal wieder, nahm jedoch Notiz nur von Menschen, welche ihrer elitären Geisteshaltung entsprachen. Mitten im Kriege, 1916, in jenem Jahre, als ihre «Briefe einer Deutsch-Französin», welche sie zuvor in Schickeles «Weisse Blätter» hatte einrücken lassen, in Buchform erschienen, war es in der Stadt an der Limmat, ihrer «hellsten Stadt der Welt», zu einer sonderbaren Bewegung gekommen. Es erstand da sozusagen über Nacht mit Vehemenz der sogenannte Dadaismus. Über die Herkunft der Bezeichnung «Dada» ist heute keine Klarheit mehr zu erlangen. Einer ihrer Begründer, Jean Arp, geboren 1887 in Strassburg, der nachmals berühmte Lyriker und Bildhauer (in erster Ehe verheiratet mit der hochbegabten Sophie Taeuber, der er untröstlich nachtrauerte, nachdem sie in einem ofenbeheizten Raum an einer Kohlenoxydvergiftung über Nacht erstickt war), erzählte mir einmal, er habe mit einer Stricknadel willkürlich in ein französisches Lexikon gestochen und sei dabei auf «Dada», den Kleinkinder-Ausdruck für «Pferdchen» gestossen. – In bitterer Armut hausten schon 1915 in Zürich der nachmalige Hermann Hesse-Biograph Hugo Ball und seine Freundin und spätere Frau Emmy Hennings, welche beide schon 1912 im Münchner-Kabarett «Mördergrube» mitgewirkt hatten. In barer Not und nahezu am Verhungern traten sie in Zürich auf in armseligen Tingeltangeln, und eröffneten dann am 5. Februar 1916 im Sälchen des Restaurants zur holländischen Meierei an der Spiegelgasse 1 das «Cabaret Voltaire», hatten für dessen Wände ausgefallenen Bilderschmuck zusammengebettelt. Jean Arp lieh Kupferstiche von Picasso. Emmy Hennings und eine Madame Leconte sangen französische und dänische Lieder. Tristan Tzara las russische und rumänische Gedichte. Ein Balalaika-Orchester spielte. Marcel Janko und Richard Huelsenbeck traten auf. Eine russische und eine französische Soiree wurden veranstaltet. Hugo Ball präsentierte sich in sonderbarer Karton-Hülle und rezitierte seine absurden Klanggedichte:

«gadji beri bimba
glandridi laula lonni cadori
gadjama bim beri glassala
glandridi glassala tuffm i zimbrabim
blassa galassasa tuffm i zimbrabim.»

Tristan Tzara, gebürtiger Rumäne (1896–1963), der fast sein ganzes Leben in Paris zugebracht hat, produzierte auch eigene Chansons:

«buvez du lait d'oiseaux
lavez vos chocolats
dada
dada
mangez du veau»,

so die letzten fünf seines 48zeiligen Dada-Songs.

Jean Arp spendete ebenfalls puren nonsens:

«der ahnungslose himmel trägt die inschrift kunigundula
der himmel trillert wie eine geputzte Wetterfahne
die wattepuppen fahren auf steinernen schiffen durch den sand der wolken

die kirchtürme putzen ihre füsse mit ledernen drachen
die freiheit führt die bewegung an der leine
die ammonshörner und drachen verpflichten sich der bewegung die füsse abzusägen
die bewegung pumpt sich einen keller voll lerchen.»

Übermütige Zelebrationen vor dem Hintergrund des Weltuntergangs! Begeistert sass der österreichische Tanzpädagoge Rudolf von Laban, der zu jener Zeit an der Weinbergstrasse 26 in Zürich künstlerischen Ausdruckstanz lehrte, mit seinen schönen Elevinnen im Parkett, und bald schon tanzten seine Schülerinnen Mary Wigmann und Sophie Taeuber auf der Bühne mit. – Grossartig klingelte die Kasse!

Sarkastisch dichtete Klabund, der dann schon 1928, ein paar Monate vor seinem 38. Geburtstag, in Davos starb:

> «Ein deutscher Dichter seufzt französisch,
> Rumänisch klingt an Siamesisch,
> Es blüht die Kunst Halleluja,
> 's war auch schon Mal ein Schweizer da.»

Es soll zum Beispiel Jakob Christoph Heer (1859–1925), Verfasser u. a. des Romans «Der König der Bernina», sich wohlgefällig und gar nicht selten im Cabaret Voltaire eingefunden haben.

Die Dadaisten gaben in Zürich auch zwei Zeitschriften heraus und gründeten eine Kunstgalerie. Der Expressionismus blühte. Die Zürcher blieben zurückhaltend. «Das alles ist Kampf gegen die Agonie der Zeit», erklärte die gescheite Grete von Urbanitzky, «– – – eine närrische Gesellschaft, aber sie wollen dieser Zeit keinen Respekt bezeugen, und auf der Suche nach unverbrauchten Werten zertrümmern sie jede Form».

Von all dem Zürcher Dada-Getue nahm Annette Kolb keine Notiz, wusste zweifellos auch nicht, dass nur wenige Schritte vom Cabaret Voltaire entfernt, ebenfalls an der Spiegelgasse, der geschulte Berufsrevolutionär Lenin (1870–1924) hauste. Auch in Genf und in Bern übrigens hat dieser nachmalige Führer der russischen Revolution, stets begleitet von seiner Frau, sich eine Zeitlang aufgehalten, hatte sich 1915 an der Konferenz in Zimmerwald und 1916 an derjenigen in Kienthal in brillanten Reden eingesetzt für die Gründung einer III., der Kommunistischen Internationale, die dann aber erst 1919 in Moskau zustandekommen sollte. Zu Beginn des Jahres 1917 zog das Ehepaar nach Zürich und mietete eine kleine Altstadt-Wohnung. Am 4. Januar jenes Jahres füllte der Russe einen Fragebogen des Kreisbüros Zürich 1 aus, setzte korrekt seinen bürgerlichen Namen Ulianow Wladimir ein, bezeichnete sich in der Sparte Beruf als «Rechtsanwalt, Journalist und Schriftsteller. Literarische und journalistische Arbeiten für Petrograder-Verleger und Revuen» und fügte dezidiert hinzu: «Ich bin weder Deserteur noch Refraktär.» Seit sein älterer Bruder Alexander sich 1887 an einer Verschwörung wider den Zaren beteiligt und dann hingerichtet worden war, hatte er sich mit unerhörter Willensstärke und Konsequenz für die Sache der russischen Revolution eingesetzt. Ein paar Wochen nach der Februarrevolution von 1917 konnte das Ehepaar Ulianow dann in jenem vielerwähnten plombierten Eisenbahnwagen mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung und deren Oberster Heeresleitung via Deutschland und Schweden zurückkehren in die Heimat. Seine Landsleute vergötterten Lenin. Er versprach ihnen allen «Frieden, Land und Brot». Abermillionen von Menschen, auch viele Schweizer, haben in den fünfundfünfzig Jahren, welche seit seinem Tode verstrichen sind, im Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau seine einbalsamierte Leiche betrachtet.

«Frieden, Land und Brot» hat sich auch Annette Kolb in ihrer zuweilen etwas konfus enthusiastischen Weise für die geplagte Menschheit gewünscht. Leidenschaftlich trieb sie Politik und beharrte – zuweilen unbesonnen genug – auf ihrer absoluten Meinungsfreiheit. Von glühenden Hoffnungen erfüllt, nahm sie im Februar 1919 im schmucklos kahlen Saal des Berner Volkshauses an der Tagung des Internationalen Sozialistenkongresses teil, war kurz zuvor nochmals in St. Moritz gewesen, zusammen mit René Schickele. «Hoch über den Bernina-Alpen und dem Julier türmten sich die Wolken zu goldenen Toren. – Auch der nach Süden gerichtete Wald starrte unter der Last des Schnees. Doch die Luft wehte so befiedert leicht über ihn hin, und es herrschte ein Licht wie über Palmen.» Schickele jedoch drängte zurück ins Tal. «Haase ist schon in Bern», sagte er, «der Kongress ist im Gang. Wir müssen hinab.» Für Annette wurde dieser Kongress dann zu dem seit

August 1914 einzigen Erlebnis von wahrhaftem Sein, das mitzuerleben ihr vergönnt war. Namhafte englische, französische, deutsche und österreichische Politiker waren da. – «Ach so viele gute Menschen!» – und bemühten sich um Verständigung nach dem schrecklichen Kriege. Als Motor des Kongresses bezeichnete sie den Begründer und Führer der österreichischen sozialdemokratischen Partei, Viktor Adler, der freilich in Lexiken als gestorben schon am 11. November 1918 erwähnt ist. «Unerbittlich die Mitte einhaltend, wies er jede Parteilichkeit schroff zurück. Seine Stimme klang wie Erz. Aber allen Differenzen, Vorwürfen, Ausreden, Angriffen zum Trotz fing eine Einigkeit sich herauszuschweissen an, und wie unter einem glühenden Hammer stoben Funken zu einer Garbe auf. Hass schmolz zu Mitgefühl.»

Einige der Teilnehmer lud Fräulein Kolb dann zu sich ein in ihr nach Norden auf die Lauben hinaussehendes Mietzimmer. Zusammen mit René Schickele war Hugo Haase bei ihr, den sie dann wenige Monate später unter tragischen Umständen wiedersehen sollte. Am 8. Oktober 1919 hörte sie sich in Berlin seine Rede im Reichstag an und wurde dabei Augenzeuge jenes Attentats, an dessen Folgen Haase wenige Wochen später starb. Auch der bayrische Sozialistenführer Kurt Eisner, der schon in der Nacht vom 7. auf den 8. November, noch vor der Abdankung Kaiser Wilhelm II., in München die Republik ausgerufen hatte, war am gleichen Abend wie Haase bei ihr zu Gast. Fast unmittelbar nach seiner Rückkehr aus der Schweiz wurde er am 21. Februar 1919 in München ermordet.

Die revolutionäre Sozialistin Rosa Luxemburg, eine in ihrer Art geniale Frau, die mit Liebknecht 1917 den Spartakusbund gegründet hatte (aus welchem dann nach Kriegsende die Kommunistische Partei Deutschlands hervorging), war am 15. Januar 1919 in Berlin gelyncht worden; gleichen Tags wurde auch Karl Liebknecht umgebracht. Zweifellos hätten die beiden sonst am Sozialistenkongress in Bern teilgenommen. – Der Grossindustrielle Walter Rathenau, einer der prominentesten Kritiker der kapitalistischen Gesellschaft, der persönlich dafür gesorgt hatte, dass Annette Kolbs Briefe einer Deutsch-Französin in Buchform mitten im Kriege, 1916, im Erich-Reiss-Verlag in Berlin erscheinen konnten (nicht freilich ohne ihr dringend anzuraten, künftig ihre Hände von der Politik zu lassen), Walter Rathenau wurde auf einer Fahrt ins Auswärtige Amt in Berlin, keine fünf Monate nachdem er widerwillig das Aussenministerium übernommen hatte, am 24. Juni 1922 erschossen.

Gewalttat überall! Annette Kolb aber warb unerschrocken immer weiter für Friede und Versöhnung zwischen den beiden Ländern ihres Herzens, trat in Verbindung mit Romain Rolland, schrieb ihre Aufrufe in Schickeles «Weisse Blätter», belieferte damit auch die Zeitschrift des österreichischen Pazifisten und Friedensnobelpreisträgers Alfred Herrmann Fried, der seine «Friedenswarte» schon vor der Jahrhundertwende gegründet hatte. Auch er lebte im Ersten Weltkrieg zeitweilig in Bern. Annette erwähnt ihn in ihrem Buche «Zarastro» unter dem leicht durchschaubaren Decknamen A. H. Pax. Sie besuchte ihn und seine Frau 1917 auch in Lugano und fühlte sich stets glücklich in seiner Gegenwart. «Dieser Vorkämpfer des Friedensgedankens, der mit so feierlichem Ernst seine Stimme zu erheben weiss, ist bei strengster Sachlichkeit der gemütlichste Mann der Welt, in dessen Atmosphäre man sein bisschen Humor und sein verlorenes Lachen auf Augenblicke rettet.» – Selbstverständlich nahm Fried auch teil an jenem Berner Sozialistenkongress vom Februar 1919.

Im Hochschwarzwald, nicht weit von Basel, hat Annette Kolb sich 1923 ein kleines Haus gebaut, dicht neben demjenigen ihres geliebten Ehepaares Schickele. Dort in dem lieblichen Thermalkurort Badenweiler, wo sie Jahrzehnte später dann zur Ehrenbürgerin ernannt wurde, hat sie geborgen gehaust manches Jahr, konnte unbehelligt schreiben und Klavier spielen, hat sich sogar ein kleines Auto gekauft, und flog immer einmal wieder aus, nach Rom, nach London, nach Irland, wo ihre schöne Schwester Germaine verheiratet war.

Sie kannte alle Welt, stand brieflich in Verbindung mit immer mehr berühmten Zeitgenos-

sen, ward gefeiert als «Grosse Europäerin», als «Wanderer zwischen den Welten» und immer wieder als «Tochter zweier Vaterländer», seit unser Carl J. Burckhardt, vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Hochkommissar des Völkerbundes in Danzig, 1945–1949 Gesandter in Paris, diesen Ausdruck geprägt hatte.

Anlässlich der 800-Jahr-Feier der Stadt München, 1958, bat man die zu jener Zeit schon sehr alte Dame zu einer Vorlesung ins entzükkende Cuvilliés-Theater in München. Damals stellte Erich Kästner sie in seiner Begrüssungsansprache rundweg vor als «die First Lady der zeitgenössischen Literatur, deren Name vordem geglänzt habe im Dreigestirn neben Ricarda Huch und Mechthilde Lichnowsky», welche damals beide nicht mehr unter den Lebenden weilten. Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, der sie erst seit 1954 kannte, charakterisierte sie vergnügt als «diese originelle, listige, witzige alte Frau». Der früh verstorbene Konstantin Prinz von Bayern widmete ihr ein ansprechendes Kapitel in seinem 1956 bei Kindler erschienenen Band «Die grossen Namen, Begegnungen mit bedeutenden Deutschen unserer Zeit».

Liebreich beschreibt sie Hermann Kesten in seinem 1959 bei Kurt Desch erschienenen Werk «Meine Freunde, die Poeten», in welchem er ihr zehn Druckseiten gewidmet hat: «– – – ihre Koketterien, ihre lächelnde Grazie, die leichte Hand und der scharfe Blick, das urbane Betragen und das unerschrockene Wort, eine dezente Kühnheit, das Air der grande Dame und die verschwiegene Melancholie, die holden kleinen Ungeschicklichkeiten der Sprache, die boshaften Gallizismen, der unverlierbar frische Hauch der vornehmen Dilettantin und der Kunstverstand der echten Dichterin, das alles ergibt eine reizende Mischung von deutscher Grazie und französischem Esprit, den Glanz europäischer Humanität.»

Nicht ganz so ritterlich hat Thomas Mann sie in seinem 1947 bei Bermann-Fischer in Stockholm erschienenen «Doktor Faustus» porträtiert. Er lässt sie dort auftreten unter dem Namen Jeanette Scheurl: «Von mondäner Hässlichkeit, mit elegantem Schafsgesicht, darin sich das Bäuerliche mit dem Aristokratischen mischte, ganz ähnlich wie in ihrer Rede das bayrisch Dialekthafte mit dem Französischen, war sie ausserordentlich intelligent und zugleich gehüllt in die naiv nachfragende Ahnungslosigkeit des alternden Mädchens.» Annette soll über diese Charakterisierung keineswegs erbaut gewesen sein.

Sie ist alt, uralt geworden und hat früh schon ihr wahres Geburtsdatum verheimlicht, habe in ihrem Pass die eine, verräterische Zahl mit einem Tintenklecks unkenntlich gemacht. Stets gab sie sich fünf Jahre und einen Tag jünger aus als sie war. Übrigens, unsere beliebte Mary Lavater-Sloman tat manches Jahr desgleichen, und die kapriziöse Lyrikerin Else Lasker-Schüler, welche zwischen 1933 und 1939 bald in Zürich, bald in Ascona lebte und sich Prinz Jusuff von Theben und auch Tino von Bagdad zu nennen liebte, ist nicht 1876 geboren, wie man es allerorten lesen kann, sondern 1869; gänzlich verarmt starb sie 1945 in Jerusalem. – Auch George Bernard Shaw empfand eine heftige Abneigung gegen Geburtstage und verwünschte die Manie, einander aus solch misslichem Anlass beharrlich zu beglückwünschen. Seinem Übersetzer, dem schon erwähnten Siegfried Trebitsch, der kurz, ehe er sechzig wurde, einmal wieder mit dem skurrilen Iren zu verhandeln hatte, erklärte er klipp und klar: «Sie dürfen nicht erwarten, mich unter Ihren Gratulanten zu sehen, nachdem ich Sie endlich mit Mühe dazu gebracht habe, selbst von diesem Unfug des Gratulierens zu lassen. Wie gerne würde ich Sie zu Ihrem zwanzigsten oder dreissigsten Geburtstag beglückwünschen! Aber Sie noch recht ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, dass Sie jetzt die unfreundliche Strasse des Alters zu wandern haben, das haben Sie wahrhaftig nicht um mich verdient!»

Annette Kolb veröffentlichte schon 1932 im «Schweizer Frauenblatt» Nr. 8 einen Artikel «Gegen Geburtstage» und im «Darmstädter Echo» am 2. Februar 1955 einen mit dem Titel «Bitte keine Geburtstagsfeiern», denn da rauschte es mächtig im Blätterwald «zu ihrem 80.», während es in Wirklichkeit ihr 85. Geburtstag war. Sie ist auch nicht an einem 2. Februar, sie ist am 3. Februar 1870 zur Welt ge-

kommen. Jedoch der 2., der Mariae-Lichtmess-Tag dünkte sie ganz wesentlich dekorativer.

1969 brachte Doris Rauenhorst im Universitätsverlag Freiburg/Schweiz ihre Doktorarbeit «Annette Kolb, ihr Leben und ihr Werk» an den Tag. Sie hat während der Entstehungszeit ihrer Dissertation die uralte Dame mehrmals besucht, erwähnt zögernd als Datum ihrer Geburt den allüberall längst akzeptierten 2. Februar 1875, nicht jedoch ohne beizufügen «Das Geburtsdatum ist nirgends nachprüfbar». Einer aber hat es dann eindeutig herausgefunden: Richard Lemp, Leiter der Handschriften-Sammlung der Stadtbibliothek in München, wo schon 1965, zwei Jahre ehe die Dichterin starb, ein Annette-Kolb-Archiv gegründet worden war. Nach ihrem Hingang kam ihr Nachlass hinzu und wurde sehr rasch erschlossen. Einiges Material befindet sich auch in der Bayerischen Staatsbibliothek in München und im Deutschen Literaturarchiv in Marbach. Richard Lemp, in seinem 1970 im Verlag v. Hase & Köhler in Mainz erschienenen Kompedium «Annette Kolb, Leben und Werk einer Europäerin», stellt seine Bemühungen bescheiden dar als «einen ersten Versuch, Leben und Werk der Dichterin bibliographisch zu erfassen». In seinem Buch sind, abgesehen vom Verzeichnis ihrer Buchveröffentlichungen, 187 Zeitschriftenaufsätze von ihr und 231 Publikationen über sie zusammengestellt. Ihr Geburtsdatum vermittelte ihm das Münchner Erzbischöfliche Matrikelamt. Sie kam zur Welt am 3. Februar 1870 um 7 Uhr früh in München.

Ausser dem schon erwähnten, mit seiner Handlung in London situierten ersten Roman von 1913, der ihr damals den Fontanepreis eintrug, hat sie noch zwei weitere veröffentlicht, beide stark autobiographischen Inhalts: «Daphne Herbst», S. Fischer-Verlag 1928, und «Die Schaukel», mit dem Untertitel «Eine Jugend in München», erschienen gleichenorts sechs Jahre später. Bezaubernde Lektüre noch heute!

Man könnte in der Tat beim Nachdenken über diese Frau ins Uferlose geraten. Politisch war sie Zeit ihres Lebens heiss interessiert, begrüsste immer wieder mit neuen Erwartungen einen neuen Heilsbringer. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre war es Aristide Briand, der Schöpfer des Locarnopaktes, der es zustandegebracht hatte, dass auch Deutschland 1926 endlich dem Völkerbund beitreten konnte. Ihn hat sie an seinem Arbeitsplatz am Quai d'Orsay 1928 besucht, hörte sich in Genf im September desselben Jahres seine zündende Rede zur Frage der Völkerverständigung an und publizierte im März 1929 bei Rowohlt ihren «Versuch über Briand», hielt, als die politische Lage schon recht bedenklich geworden war, am 22. April 1932 zu Paris, in der Vereinigung «Amitiées Internationales», eine Rede über «Le Briandisme en Allemagne», musste dann, gewarnt von Carl J. Burckhardt und andern, schon im Februar 1933, verächtlich tituliert in einem Nazi-Almanach als «Frankophile, also Jüdin» (das war sie nicht; die Kolbs waren ein sehr altes süddeutsches Geschlecht) im Februar 1933 vor Hitlers Schergen Hals über Kopf aus ihrem geliebten Badenweiler fliehen – wir sagten es schon – «mit zwei Koffern und einer Hutschachtel», vorerst nach Basel. Ein enganliegendes Hütchen hat sie stets getragen, in ihren alten Tagen auch in ihrer Behausung und sogar im Bett. In Paris, an der Rue Casimir Périer No. 21, im 6. Stock bezog sie dann eine Vierzimmerwohnung – wurde 1936 französische Staatsbürgerin und entkam den in Frankreich einmarschierten Deutschen vorerst in die Schweiz und 1941 dann unter abenteuerlichen Umständen, nachzulesen in ihrem schmalen Bändchen «Memento» von 1960, endlich, nachdem auch unser Land ungastlich geworden war, 1941 nach New York. Dort hatte sie erstmals schon im Frühjahr 1939 geweilt, als Ehrengast an einer Tagung des PEN-Clubs. Briand war 1932 gestorben, und nun sollte sie die Gelegenheit bekommen, zusammen mit allen andern Mitgliedern dieses illustren Kongresses, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin Delano Roosevelt, am 11. Mai 1939 im Weissen Hause zu Washington, zusammen mit allen andern Teilnehmern jenes Kongresses die Hand zu schütteln. Er war «der heimliche Ritter ihres Herzens». Seit sie in Paris im Rundfunk eine seiner Reden mitangehört hatte, war er für sie die wichtigste Persönlichkeit auf Erden. «Macht und Urbanität spra-

chen aus seiner Haltung». – Auch bei Thomas und Katja, Erika, Klaus und Golo Mann verbrachte Annette damals in Princeton ein paar Tage. – Ihre Eindrücke von diesem ihrem ersten Aufenthalt in den USA hat sie in ausführlicher Schilderung festgehalten in ihrem Tagebuch einer Amerikafahrt, «Glückliche Reise», welche schon 1940 bei Bermann-Fischer in Stockholm erschien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg – sie war schon am 25. Oktober 1945 aus New York zurückgeflogen in das damals chaotisch kriegsverstümmelte Europa – setzte sie dann alle ihre Hoffnungen auf Charles de Gaulle, der ihr als Heilsbringer und «Stern unseres bedrohten Okzidents» erschien, seit sie ihn am 10. Juli 1944 in der französischen Kolonie in New York kennengelernt hatte. Auch Konrad Adenauer hat sie enthusiastisch bewundert. Den Deutschen, in ihrer Lage eines geschlagenen, ja rechtlos gewordenen Volkes, schreibt sie, sei ein Staatsmann entstanden, «der sie innerhalb von zehn Jahren aus dem Sumpf und Abgrund ans Licht zog; der grösste Staatsmann, den Deutschland je hatte, von einer Ausstrahlung ohnegleichen, international anerkannt, der sich von der deutschen Geschichte als ihr Retter abheben wird: der eminente Konrad Adenauer.»

Es wurden Annette im Verlaufe ihres langen Lebens fast zahllose Ehrungen zuteil. Sie erhielt den Kunstpreis für Literatur der Stadt München, den Gerhart Hauptmann-Preis, den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, den Literaturpreis der Stadt Köln, ward Ritter der Ehrenlegion, bekam den Bayerischen Verdienstorden und das Grosse Verdienstkreuz der Bundesrepublik usw., usw. Viele bedeutende Mitmenschen waren ihr zugetan, schrieben ganze Abhandlungen über sie und vergassen selten zu erwähnen, wie absurd zerstreut sie immer wieder war. Sie hat es in heiterer Ironie selber zugegeben: «Wie es Quartalssäufer gibt, so bin ich eine Quartalsverliererin.» Alles kam ihr dann irgendwie abhanden: «Handschuhe, Bücher, Füllfedern, Brillen ohne Futteral, Futterale ohne Brillen, Ringe, Pass, Pelzkragen, Mantel, Umhang, ach! und was sonst immer ich gerade mit mir führte.» Es war ein Erbteil ihrer äusserst unkonventionellen Eltern.

Ihr Vater (1829–1915) war Gartenbau-Architekt, arbeitete ein paar Jahre in Paris und hat dort die hochbegabte, erst achtzehnjährige Pianistin Sophie Danvon (1840–1915), deren Eltern angesehene Landschaftsmaler waren, geheiratet. Annettes Mutter war Klavierschülerin von Jacques Offenbach gewesen, hat als blutjunges Mädchen Charles Gounod ihre eigenen Kompositionen vorgespielt. Das Paar Kolb-Danvin übersiedelte dann 1860 nach Bayern. Annettes Vater war zum Betreuer der beiden botanischen Gärten in München und 1879 dann Königlicher Gartenbauinspektor geworden. Neun Kinder waren den beiden beschert. Jedoch nicht alle überlebten. Annette war ihr viertes; viele Jahre lang hatte sie als Kind in einem Kloster bei Innsbruck auszuharren. Sie war ein zähes Persönchen, hochmusikalisch und sehr eigenwillig. Geheiratet hat sie nie. Mit einem ihrer Neffen und einer Pflegerin ist sie noch in ihrem 98. Lebensjahr zur Osterzeit des Jahres 1967 auf knappe zwei Wochen nach Israel geflogen. Ihr diesen letzten Wunsch zu erfüllen, hat Carl J. Burkhardt namhaft mitgeholfen. Er war Annette zärtlich zugetan. 1961, zu seinem 70. Geburtstag, erschien eine kapitale Festschrift, betreut von Hermann Rinn und Max Rychner, das fast fünfhundertseitige Buch «Dauer im Wandel». Fünfundsiebzig hochgeachtete Leute, die Burckhardt alle persönlich gekannt hat, «die geistige Elite unseres Kontinents», figurieren darin mit Texten aller Art, unter ihnen blosse drei Frauen (abgesehen von einer Journalistin, welche einen Besuch auf Carl J. und Elisabeth Burckhardts Landsitz auf deren grossem Weingut zu Vinzel im Waadtland schildert): Theodora von der Mühll (seine Schwester), Marion Gräfin Dönhoff, heute Chefredaktorin des Hamburger Wochenblattes «Die Zeit», und eben Annette, die ihren Carl mit selbstverständlicher Vergnügtheit duzte. Sie spendete in die besagte Festschrift zwei entzükkende Vogelstudien. Kein Zweifel, dass Max Rychner, damals Feuilletonredaktor der «TAT», die Neunzigjährige um einen Beitrag bat. Er hat sie bewundert, liess in der seit 1922

von ihm betreuten hochangesehenen «Neuen Schweizer Rundschau» wieder und wieder Artikel von ihr erscheinen, hat ihr ebendort 1964 eine viele Seiten lange ebenso verklärende als gründliche Studie gewidmet. Berückend auch die Huldigung, welche ihr schon 1958 Carl J. Burckhardt am 18. Juli in der soeben erwähnten Hamburger-Zeitung erwies. Sie wurde aufgenommen in seinen 1964 erschienenen Manesse-Dünndruckband «Betrachtungen und Berichte»; ihr letzter Satz: «Das Leben aber dieser musikalischsten aller Dichterinnen, das immer durch unzählige kleine Wunder bewahrt erscheint, dürfte einmal, wenn es in seinem tiefern Sinn von den andern begriffen wird, vielleicht unmerklich als ein ganz grosses Wunder wirken.»

Kein Leben für sie ohne Musik! Sie war ein Wunderkind schon im Alter von drei Jahren. Bei ihrer Mutter, Madame Kolb, an der Sophienstrasse 7, nahe dem Glaspalast in München, kehrte oftmals der Hofkapellmeister Hans von Bülow mit seiner Frau Cosima und auch deren berühmter Vater Franz Liszt ein. Genial klimperte die kleine Annette herum auf Mutters Pleyel-Flügel. Nie hat sie ohne Musik gelebt. Noch im Sterben habe sie sich aus ihrem Bett zu ihrem Instrument tragen lassen. Als sie sich 1917 in Bern niederliess, mietete sie sofort einen Flügel. Damals wurde der Pianist Ferruccio Busoni ihr Abgott. Sie verfehlte keines seiner Konzerte, fuhr oft nach Zürich und später auch nach Berlin, um ihn zu hören, und lernte ihn auch persönlich kennen. Als sie ihren Wohnsitz in Paris aufgeschlagen hatte, ehe sie dann vor Hitlers Truppen fliehen musste, fuhr sie ab 1934 bis 1937 Jahr um Jahr im August zu den Salzburger Festspielen. Darüber berichtet sie eingehend in ihrem zweieinhalbhundert Seiten starken Opus «Festspiele in Salzburg und Abschied von Österreich», erschienen 1938 bei Allert de Lange in Amsterdam. Schon 1937 publizierte sie eine Mozart- und 1941 dann eine Schubert-Biographie. Im Alter von fast schon sechsundachtzig Jahren eröffnete sie im Stadttheater in Zürich (heute «Opernhaus») in der Matinée vom 22. Januar 1956 mit einer geistvollen Ansprache die Feiern zu Mozarts 200. Geburtstag. – Unverzeihlich, dass ich diesem Anlass damals fernblieb! – aber damals war mir ihr Name noch kaum ein Begriff.

Nachdem der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen war, schon am 25. Oktober 1945, kam Annette Kolb zurückgeflogen ins chaotisch verwüstete Europa, kehrte vorerst an zu Cork in Irland bei ihrer Schwester, liess sich dort am Rundfunk hören und spielte ein Stück von Couperin, anscheinend eine längst verlorengegangene Komposition, welche sie selbst in den trostlosen Jahren der Emigration jenseits des Grossen Wassers irgendwo aufgespürt hatte. Auch ein Manuskript brachte sie mit: «Ludwig II. und Richard Wagner.» Ehe es 1947, rund hundert Seiten stark, im Querido-Verlag in Amsterdam in Druck ging, publizierte Max Rychner seiner wiedergewonnenen Autorin neueste Arbeit in Fortsetzungen im Feuilleton der «TAT». Manche Erinnerung an ihre graziöse Mutter hat sie darein verwoben.

Anerkennungen aller Art, wir sagten es schon, wurden der lebhaften alten Dame zuteil. Jener Feier in der Paulskirche zu Frankfurt, Ende August 1955, als der Fünfundachtzigjährigen vom Oberbürgermeister der Stadt der Goethe-Preis verliehen wurde, wohnte zu ihrer grossen Freude als Ehrengast auch der Urwalddoktor Albert Schweitzer bei, auch er, wie man weiss, der Musik innig zugetan und ein gefeierter Organist.

Annette ist in hohen Jahren noch erstaunlich oft herumgereist, wie schon erwähnt noch wenige Monate vor ihrem Tode sogar nach Israel. Zwischendurch lebte sie immer wieder in Paris. Ab 1. Juli 1961, in ihrem 92. Jahre, nahm sie endgültig Wohnung in München-Bogenhausen, insbesondere umsorgt von der Witwe ihres Freundes, des Kunsthistorikers und Essayisten Wilhelm Hausenstein, den Konrad Adenauer – nachdem es zwischen Deutschland und Frankreich endlich wieder zu normalen diplomatischen Beziehungen gekommen war – zu Annettes grösster Genugtuung als Generalkonsul nach Paris entsandt hatte. Sie ist in ihrer letzten Lebenszeit sehr gebrechlich geworden. Ihr Augenlicht wurde schwach und schwächer. Nur

mehr Klavier spielen konnte sie. «Es war bei ihr kein Dahindämmern, sondern die letzten acht Tage waren ein ständiger Kampf», schrieb ihre Pflegerin an Dr. Doris Rauhenhorst. Am 3. Dezember 1967 starb die bedeutende Frau und wurde bestattet in ihrer geliebten bayrischen Erde auf dem kleinen Gottesacker von Bogenhausen, dicht neben der Grabstätte Hausensteins, der dort schon mehr als zwanzig Jahre früher zur letzten Ruhe gebettet worden war.